

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 51 (1925)
Heft: 7: Politische Zürcher Fastnacht!

Artikel: Der Saldovortrag
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-457175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Saldovortrag

Die denkwürdige Sitzung des Großen Stadtrates von Zürich, in welcher es sich erwies, daß die Stadt Zürich zuviel Geld hat und nicht weiß, wohin mit der Freud', hat mich um drei Stunden wertvollen Schlafes gebracht. Solange brauchte ich nämlich ungefähr, um die verschiedenen Anträge zu erwägen, auszuarbeiten, vorzubringen und zu verwerfen, die ich zwecks vorteilhafter Verwendung des als Saldo vorgetragenen Ueberschusses von dreieinhalb Millionen zu stellen die Absicht gehabt haben würde, wenn ich Großer Stadtrat von Zürich wäre.

Leider — fast hätte ich gesagt, zum Glück — bin ich es nicht. Die Richtigkeit der beiden Alternativen hängt von dem Gesichtspunkte ab, von dem aus man meine supponierte Eigenschaft als Großer Stadtrat betrachtet. Das „Leider“ bezieht sich auf mich, das „zum Glück“ eher auf die in Mitleidenschaft gezogene Öffentlichkeit. Man sieht, daß ich nicht von Eigenliebe besessen bin, sonst würde ich es umgekehrt sagen. Aber vielleicht findet sich jemand, der es für mich tut.

In „meiner“ nächtlichen Sitzung des Großen Stadtrates vertrat ich natürlich sämtliche Parteien, sowohl die Linke als auch die Rechte samt dem Zentrum. Auch die Tribüne fehlte nicht. Es war eine ziemlich bewegte Sitzung, wie mir am Morgen meine Frau sagte. Aber das ist auch kein Wunder bei dem Gegenstand, der zur Diskussion stand.

Der erste Antrag ging dahin, den Ueberschuß zu gleichen Teilen an die Ratsmitglieder als Gratifikation zu verteilen. Daß mir diese Verwendung die sympathischste gewesen wäre, geht schon daraus hervor, daß sie an der Spitze der Anträge stand. Leider setzte von links eine scharfe Opposition ein. Obwohl es jedem Angehörigen des Rates auf dem Gesicht geschrieben stand, daß er für sich und seine eigene Person keine bessere Bestimmung des Mammons müßte, so wollte die Linke als Spezialistin auf dem Gebiete des Teilens nichts davon hören, daß auch die Rechte und das Zentrum davon profitieren sollten. Sie reklamierte als Vertreter der unbemittelten Klassen den Ueberschuß für sich allein und verweigerte, als sie damit auf keine Gegenliebe stieß, dem Antrag die Zustimmung. „Alles oder Nichts“ war ihre Losung. Wehmütig sah ich den Antrag fallen; ich hatte mir bereits die auf mich entfallende Quote ausgerechnet und festgestellt, daß ich mir damit das längst ersehnte Auto hätte anschaffen können.

Ein zweiter Vorschlag, der auf Erweiterung des Straßenbahnnetzes, sowie auf Ausbau und Verbesserung der Straßen in verschiedenen Außenquartieren tendierte, fand lebhaften Widerspruch von Seiten reaktionärer Elemente. Es wurde geltend gemacht, daß man vor hundert und mehr Jahren überhaupt noch keine Straßenbahn gehabt habe, daß das Zufußgehen gesund sei und die Füße warm halte und die Tramwagen doch meistens leer herumführen. Hier applaudierten auf der Tribüne mehrere Gehsportler. Weitere Redner meinten, wenn die Straßenbahn auch in späten Stunden vielleicht einen gewissen Andrang aufwies, so sei dies höchstens ein Beweis für die zunehmende Vergnügungssucht des Volkes und es wäre Frevel, diese zu unterstützen, indem man vermehrte Gelegenheit gebe, noch um Mitternacht mit leichter Mühe nach Hause zu gelangen. Hier applaudierte auf der Tribüne eine Gruppe älterer Frauen, die sich wie ein Verein ausnahmen. Ueber den Ausbau und die Verbesserung der Straßen äußerten sich einige ehrentwerte, kernige Bürger, deren geistiger Habitus

leicht am Bartschnitt abzulesen war. Aus ihren Voten ging hervor, daß für eine Verbesserung der Straßen durchaus kein Bedürfnis vorhanden sei. Ein aufrechter Mann trage doppelsehliche, derbe Schuhe und scheue sich nicht vor ein wenig aufgeweichtem Boden. Für die Reinigung von Schuhen und Hosenstößen habe er seine Frau, die doch auch für etwas da sei. Das moderne, feine Schuhzeug, das einer etwas rauhen Straßenverfassung nicht gewachsen sei, werde ohnehin den Volksscharakter und verleite zur Verschwendungssucht, abgesehen von den großen sittlichen Gefahren, die eine auffällige Fußbekleidung namentlich der Damen nach sich ziehe. Wieder erhob sich aus der vereinsähnlichen Frauengruppe erheblicher Beifall und es war kein Wunder, daß angesichts einer solch ablehnenden Volksstimmung der Rat nicht wagte, den Vorschlag, der zur Diskussion stand, zu genehmigen.

Am schnellsten erledigt war der nächste Antrag, der dahin ging, die Straßenbeleuchtung in verschiedenen Quartieren zu verbessern. Gleich zu Beginn der Diskussion erhob sich auf der Tribüne ein solcher Lärm, daß kein Redner zum Wort kommen konnte. Die Demonstranten setzten sich aus lauter jungen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechtes zusammen und es war unverkennbar, daß diese Elemente ein gewaltiges Interesse am Fortbestehen der derzeitigen Verhältnisse im Straßenbeleuchtungswesen hatten. Die Behandlung des Gegenstandes wurde durch sie glatt verunmöglicht und es blieb nichts anderes übrig, als den Antrag fallen zu lassen.

Mehr Anklang fand dann das eingebrachte Projekt, den Ueberschuß zu einer neuerlichen Vergrößerung des Strandbades zu verwenden. Den meisten zu diesem Gegenstand gehaltenen Reden war zu entnehmen, daß diese Institution bei den Ratsmitgliedern entschieden große Sympathie genießt und auch die Tribüne mit Ausnahme der mehrfach erwähnten Frauengruppe verhielt sich größtenteils zustimmend. Allerdings wurden auch Stimmen laut, die sagten, daß es angesichts der für nächstes und übernächstes Jahr prophezeiten Witterungsverhältnisse überhaupt fraglich sei, ob man vorderhand noch ein Strandbad brauchen werde und wenn schon, so werde das jetzt bestehende vollaus genügen. Diese Meinungen fanden aber keinen Anklang und schon war voranzusehen, daß der Antrag bei der Abstimmung Genehmigung finden werde, als sich aus der Mitte des Rates noch ein Redner erhob und das Projekt energisch bekämpfte. Er erklärte, daß es hinausgeworfenes Geld bedeuten würde, wolle man das Strandbad vergrößern, denn bei der Entwicklung, die die Damenmode nehme, werde zweifelsohne Zürich im nächsten Sommer auch bei mißlichsten Witterungsverhältnissen ein einziges Strandbad sein und es werde sich, wenn dergestalt die Hauptattraktion dieses Etablissements verallgemeinert werde, höchstens noch derjenige Teil der Bevölkerung dorthin verfügen, der wirklich baden wolle und für diese wenigen genüge die heutige Anlage bei weitem...

Nach diesem Votum erhob sich im Rate eine derartige allgemeine Unruhe, daß meine Frau ärgerlich sagte: „Was wirfst du dich denn so im Bette herum? Schlafe doch endlich, es ist spät genug...!“

Und da die Aussicht auf ein Auto wieder einmal entschwinden war, so blieb mir eben nichts anderes übrig, als „meine“ Sitzung des Großen Stadtrates aufzuheben...